Brunn - Archaeologie und Anschauung

Archäologie und Anschauung.

Rede

an die Studierenden

beim Antritte des Rektorates

der

Ludwig-Maximilians-Universität

gehalten

am 21. November 1885

von

Dr. Heinrich von Brunn.

München, 1885.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn in München

Archäologie und Anschauung.

Rede

an die Studierenden

beim Antritte des Rektorates

der

Ludwig-Maximilians-Universität

gehalten

am 21. November 1885

von

Dr. Heinrich von Brunn.

München, 1885.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn in München.

Hochansehnliche Versammlung!

Es ist eine Vorschrift unserer ältesten Statuten, daß der jeweilige Rector die gesammte Universität um die Zeit des Katharinentages zu einer festlichen Versammlung einberufen soll. Daß diese Vorschrift nach mehr als vier Jahrhunderten ihre Geltung bewahrt hat, bezeugen Sie selbst, indem Sie am heutigen Tage in diesen Räumen erschienen sind. Wohl aber hat der Wechsel der Zeiten auf die Art dieser Feierlichkeit einen vielfach umgestaltenden Einfluß ausgeübt. Ursprünglich war es die Aufgabe des Rectors, die Studierenden „zu guten Sitten" zu ermahnen und die sie bindenden Gesetze zur Verlesung bringen zu lassen, damit sich niemand mit Unkenntniß derselben zu entschuldigen vermöge. Die Verlesung ist längst in Wegfall gekommen und die Ermahnung zur Gesetzlichkeit hat eine andere Stelle gefunden. So ist die Ansprache zu einer Antrittsrede geworden, in welcher dem in regelmäßigem Wechsel aus den verschiedenen Facultäten gewählten Rector ein willkommener Anlaß geboten ist, die Aufmerksamkeit, wenn auch immer im Hinblick auf die allgemeinen Zwecke und Ziele der Universität, doch vorzugsweise auf das von ihm vertretene wissenschaftliche Fach zu lenken und zu Gunsten desselben das Wort zu ergreifen.

Auch ich darf wohl die Lösung meiner heutigen Aufgabe in der gleichen Richtung suchen, um so mehr, als die Archäologie in ihrer jetzigen Begrenzung und als selbständige Disciplin hier in München an dieser Stelle bisher noch keinen Vertreter hatte. Außerdem aber drängt mich dazu die Erinnerung an die Erfahrungen meines eigenen Lebens. Als ich nach meinem ersten zehnjährigen Aufenthalte in Rom nach Deutschland zurückkehrte mit der Absicht, mich für das Fach der Archäologie zu habi-

litiren, da wurde ich an sehr maßgebender Stelle mit der Frage empfangen, ob ich mir denn einbilde, auf diesem Wege eine Stellung für das Leben zu erringen? „Wenn wir hier in Berlin einen Professor speciell für Archäologie haben, wenn außerdem in Bonn durch einen Mann wie Welcker die Archäologie neben der Philologie vertreten ist, so genügt das; was wir brauchen, sind tüchtige Philologen.“ So sprach im Jahre 1853 der um die preußischen Universitäten hochverdiente Johannes Schulze, der Mitherausgeber der Werke Winckelmanns, also sicher kein Feind der Archäologie. Und heute? Es gibt keine deutsche Universität mehr, an der nicht regelmäßig archäologische Vorlesungen gehalten würden, fast keine, an welcher nicht die Archäologie einen speciellen Vertreter hätte.

Das kann nicht Zufall sein; wir müssen vielmehr fragen: was hat die Archäologie gethan, um sich diese Stellung zu erringen, und was hat sie ferner zu thun, um diese Stellung nicht nur zu wahren, sondern auch, gebend und empfangend, ihren Einfluß auf das Universitätsstudium und darüber hinaus zu kräftigen und zu erweitern?

Die Archäologie ist eine junge Wissenschaft, wenig älter als ein Jahrhundert, und wie kaum in einer andern knüpft sich ihr Ursprung an den Namen eines einzelnen Mannes, den Johann Joachim Winckelmanns. Aber sonderbar! keinen einzigen persönlichen Schüler oder Nachfolger, der sein Werk unmittelbar weiter geführt hätte, hinterließ dieser Mann! Als ein den Griechen congenialer Geist hatte er gleich einem Seher das Geheimniß griechischer Kunstschönheit nachempfunden und erschaut. Nicht mit der Schärfe der Kritik construirte er die Theile einer neuen wissenschaftlichen Disciplin, sondern aus tiefstem Empfinden heraus trat vor seinen Geist ein Bild des Ganzen, das, so vielfältig es damals noch mit Mängeln im Einzelnen behaftet sein mußte, doch über weite Gebiete, weit über das zunächst liegende der Alterthumswissenschaft hinaus, neues Licht und neue Wärme verbreitete. Sein Einfluß war ein entscheidender auf dem Gebiete der ausübenden Kunst, wo die neue Werthschätzung der Antike zum Siege des Classicismus führte. Tief eingreifend war die Einwirkung Winckelmann'schen Geistes auf die Literatur und das Geistesleben Deutschlands: es genügt, die Namen Lessing, Herder, Goethe nur auszusprechen. Auf dem Felde der eigentlichen Archäologie fand zunächst die Denkmälerkunde auf italischem Boden durch Einheimische und Fremde, durch Männer wie Visconti und Zoëga ihre weitere Entwickelung, während man in Deutschland

bestrebt war, die Archäologie mit dem Studium der Philologie in nähere Beziehung zu bringen, zunächst, wenn wir aufrichtig sein wollen, mit mäßigem Erfolge. Ja unter dem Einflusse eines längere Zeit tonangebenden Mannes wie Böttiger in Dresden, drohte der Geist Winckelmanns gänzlich zu verschwinden und die neue Wissenschaft in eine äußerliche antiquarische Behandlung antiker Kunstwerke zurückzusinken. Erst Otfried Müller gelang es, weniger durch neue Ideen als durch meisterhaftes Zusammenfassen und Gruppieren der bis dahin im Einzelnen gewonnenen Resultate in seinem Handbuche die Archäologie als eine den übrigen Zweigen der Alterthumswissenschaft gleichberechtigte wohlgegliederte Disciplin hinzustellen. Dennoch glaube ich nicht, mich etwa nur durch das persönliche Gefühl der Pietät leiten zu lassen, wenn ich noch höher das Verdienst eines anderen Mannes anschlage, meines verehrten Lehrers Friedrich Gottlieb Welcker. Gleich Winckelmann ein Seher senkte er seinen Geist in die Tiefen der griechischen Poesie und erkannte mehr als ein anderer vor ihm den Zusammenhang zwischen Poesie und Kunst, und wenn O. Müller der Archäologie eine Stelle neben den philologischen Disciplinen angewiesen hatte, so mußte sich durch Welckers Thätigkeit immer mehr die Anschauung Bahn brechen, daß in der Philologie, sofern sie nicht bloße Sprachwissenschaft werden, sondern klassische Alterthumswissenschaft bleiben sollte, die Kenntniß von Poesie und Literatur durch die Erforschung der Werke der bildenden Kunst ihre nothwendige Ergänzung finden müsse, daß erst in der Durchdringung beider Gebiete sich der griechische Geist in seiner höheren Einheit erfassen lasse.

So hatte die wissenschaftliche Arbeit schon unter diesem Gesichtspunkte eigentlich wieder von vorn zu beginnen, auch wenn sich dazu nicht noch ein anderer zwingender Anlaß in den völlig veränderten äußeren Verhältnisse geboten hätte.

Winckelmann hatte mit einem dürftigen Materiale gearbeitet, fast ganz ohne Anschauung griechischer Originalwerke. Erst nach ihm und allmählich wurden diese der Wissenschaft zugänglich: durch Ueberführung der Parthenonsculpturen nach England, durch größere Ausgrabungen, auf Aegina, in Phigalia, durch die häufigere Bereisung des klassischen Bodens, bis endlich mit der politischen Unabhängigkeit eine stetigere Ausbeutung Griechenlands beginnen konnte. So nachhaltig diese Erweiterung der bisherigen Anschauung wirken mußte, so erwies es sich doch für den Augenblick fast noch folgenreicher, daß gleichzeitig die Nekropolen Italiens sich öffneten und massenhaft ihre Schätze spendeten. Aus dem Bedürfniß, diese Fülle neuen Ma-

terials der Wissenschaft zugänglich und dienstbar zu machen, dasselbe zu ordnen und zu gliedern, entwickelte sich eine Denkmälerkunde neuer Art, mit welcher Eduard Gerhard, wie durch eigene Arbeit, so durch die Gründung des archäologischen Instituts in Rom seinen Namen unauflöslich verbunden hat, während für kritisches Sichten und sichere Methode der Erklärung Otto Jahn in ähnlichem Sinne thätig war, wie Zoëga nach der Zeit Winckelmanns.

Und die Geschichte der Kunst? Zwar hatte schon 1816 Friedrich Thiersch es ausgesprochen, „daß, indem Winckelmanns großer Geist mehr auf die Enthüllung des Wesentlichen in der Kunst, als auf Läuterung des Geschichtlichen gewendet war, dieses unvollständig geblieben sei." Allein die Arbeiten des Augenblicks, wie sie die Fülle der neuen Entdeckungen erforderte, erwiesen sich historischer Betrachtung wenig günstig; ja sogar widerstrebend. Nichts kann ein helleres Licht auf die damalige Zeitströmung werfen, als eine Aeußerung, die ich gerade vor vierzig Jahren aus Gerhards Munde vernahm. Die griechische Kunstgeschichte, meinte er, sei ja in der Hauptsache durch Winckelmann fest begründet: da und dort ließen sich wohl noch feinere stylistische oder historische Unterscheidungen herausarbeiten; ob es aber rathsam sei, das Studium der Kunstgeschichte zur Lebensaufgabe zu wählen, bedürfe doch wohl ernster Erwägung. Nun ja: in den Grundanschauungen, in den Grundlagen der künstlerischen Auffassung durfte nicht blos damals, sondern möge auch in der Folge Winckelmanns Geist der maßgebende und leitende sein und bleiben. Aber nicht nur die Richtigstellung einzelner Thatsachen, sondern das Ganze verlangte eine erneute Durcharbeitung unter veränderten und umfassenderen Gesichtspunkten. Und in der That haben wir seitdem angefangen, die individuelle Bedeutung der hervorragendsten Meister eingehender zu würdigen, verschiedene Kunstrichtungen und Schulen schärfer zu scheiden und den Wechsel der Erscheinungen im Fortschritte der Zeiten genauer zu verfolgen. Ja, beobachten wir, wie die neuerschlossene Kenntniß der Kunst des Orients unsern Gesichtskreis erweitert, wie gerade die täglich sich mehrenden Entdeckungen der letzten zehn Jahre auf hellenischen Gebieten, ich nenne nur Olympia und Pergamos, uns mehr als auf den poetischen Inhalt, auf die künstlerische Form und den Styl hinweisen, so scheint sich als die wichtigste Aufgabe der heutigen Archäologie eine völlige Neugestaltung der griechischen Kunstgeschichte in den Vordergrund zu drängen, eine Kunstgeschichte, die nicht nur neben der politischen und der Literaturgeschichte ihren Platz einzunehmen, sondern den Beweis zu liefern

hat, daß jedes Gesammtbild klassischer Cultur lückenhaft und ungenügend bleiben muß, in dem nicht der künstlerische Geist des Hellenenthums als einer der maßgebenden Faktoren sich wirksam erweist.

So führte bisher jeder Fortschritt, der sich in der Archäologie innerhalb ihrer eigenen Entwickelung vollzog, auch zu einer Erweiterung ihres Einflusses nach außen; und auf diesem Wege hat sie die Stellung errungen, welche sie jetzt als Lehrgegenstand auf deutschen Universitäten einnimmt. Sie beruht auf der Ueberzeugung, daß die Philologie zur Verwirklichung ihrer Ideale der Archäologie nicht zu entrathen vermag, einer Ueberzeugung, die gerade in Bayern, ich freue mich es aussprechen zu können, bereits zu officieller Anerkennung gelangt ist, indem von dem Candidaten des Lehramtes an den oberen Klassen humanistischer Bildungsanstalten wenigstens eine Orientirung auf dem Gebiete der Archäologie ausdrücklich gefordert wird. Vieles bleibt hier noch zu leisten übrig und wenn einerseits die Ansprüche an die Lernenden mit der Zeit eine nicht unwesentliche Steigerung erfahren dürften, so erscheint es nicht weniger als eine ernste Pflicht der Lehrenden, die Methode des Unterrichts zu vervollkommnen und zu vertiefen und diesen Anforderungen anzupassen.

Ist aber hiermit das Ziel erreicht, welches die Archäologie überhaupt erstreben soll, oder harren ihrer noch andere Aufgaben, welche ihr einen erweiterten Einfluß auch auf andere Gebiete der Wissenschaft und des Lebens zu sichern vermöchten? Ich habe bisher von der Archäologie gesprochen als einem Theile der Philologie. Ist sie das, und ist sie nur das? Gerade in neuester Zeit ist in steigendem Maße die Rede von einem Gegensatze zwischen Philologie und Archäologie. Selbst die strengsten Vertreter der Philologie vermögen sich einer Anerkennung dieses Gegensatzes nicht völlig zu entziehen, aber um die bisherige Einheit zu wahren, möchte man der Philologie als Sprachkunde die Archäologie als Denkmälerkunde nebenordnen und hat deshalb die Archäologie auch wohl als monumentale Philologie bezeichnen wollen: eine Bezeichnung, deren Schwächen sich sofort in der Zutheilung gewisser Grenzgebiete, wie der Inschriften- und Münzkunde verrathen. Mir scheint es richtiger, anstatt den Gegensatz zu verdecken, ihn zuerst in voller Schärfe hervorzuheben und erst nach bestimmter Abgrenzung der beiderseitigen Ansprüche das Gemeinsame wieder um so nachdrücklicher zu betonen. Um aber zur Klarheit zu gelangen, bedarf es nicht tiefgelehrter Speculationen, sondern nur eines Zurückgreifens auf einige der einfachsten und elementarsten Thatsachen.

Wir können uns vorstellen, daß an den wissenschaftlichen Arbeiten der Philologie auch ein Blinder sich noch wirksam zu betheiligen vermöge, nicht ebenso an denen der Archäologie. Das Organ, durch welches uns die Kenntniß des philologischen Materials in erster Linie vermittelt wird, ist das Ohr: denn auch das geschriebene Wort ist doch nur der Stellvertreter des gesprochenen. Das Organ für archäologisches Erkennen ist das Auge, mag dasselbe auch erst, was hier außer Betracht bleiben darf, mit Unterstützung des Tastsinnes befähigt werden, die plastische Form zu sehen. Das erscheint so selbstverständlich, daß man fast Anstand nehmen möchte, es ausdrücklich auszusprechen, und doch ist darin der Gegensatz zwischen Philologie und Archäologie voll enthalten. So z. B. gehört in der Inschriftenkunde die sichtbare Form der Buchstaben, ihr paläographischer Charakter der einen, der sachliche Inhalt der andern Disciplin, in der Numismatik die künstlerische Gestaltung der Münze der Archäologie, die Münze als Werthzeichen der Disciplin der Antiquitäten. Mögen dann schließlich die Resultate der archäologisch-künstlerischen, wie der philologisch-antiquarischen Betrachtung in der einen gesammten Alterthumswissenschaft zusammenfließen, so dürfen wir doch nie vergessen, daß sie auf durchaus verschiedenen, wenn auch vielfach in paralleler Richtung laufenden Wegen gewonnen werden. Durch das Ohr vernehmen wir Laute, aber nicht beliebige Naturlaute, sondern Worte, die bereits durch eine unendliche Reihe von Denkprocessen sich für die Bezeichnung der Dinge festgesetzt und von der Wirklichkeit abstrahirt sich geistig zu Begriffen geläutert haben. Das Auge, physisch betrachtet ein optischer Apparat, zeigt uns das Spiegelbild der Dinge. Aber auch dieses Bild, wenn wir es uns nicht blos vorstellen, sondern begreifen sollen, müssen wir erst übersetzen in das Wort. Also auch das Bildwerk redet eine Sprache; und wenn wir das Lernen der Sprache oder sagen wir: des Sprechens, das wir für die Nothdurft des Lebens schon in der Kinderstube geübt haben, in der Schule von Neuem beginnen, um uns des sprachlichen Ausdruckes auf Grundlage der ersten grammaticalischen Regeln, in der Verbindung der Worte zu Sätzen, zu Perioden und so immer höher zum Ausdrucke der höchsten geistigen Ideen zu bemächtigen, so wird sich uns auch das Verständniß des Kunstwerkes erst erschließen, wenn wir uns von den Punkten, Linien, Flächen, von den einzelnen Formen, aus denen sich die Gestalten zusammensetzen und von der Syntax dieser Gestalten zum Ausdrucke einer geistigen Idee mit klarem Bewußtsein Rechenschaft zu geben gelernt haben werden.

Auch das, sollte man meinen, wäre selbstverständlich; und doch ist diese Anschauung noch weit entfernt, allgemein anerkannt zu sein. Noch heute kann man es selbst von Lehrern der Archäologie aussprechen hören: das Erste und Wichtigste für den Archäologen sei, sämmtliche klassische Autoren von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Was die Kunstwerke anlange, so erhalte ja wohl jeder von der Natur ein Stück Kunstsinn als Mitgift, welches ihn schon befähigen werde, auch ihres Verständnisses Herr zu werden. Das Kunstwerk aber aus sich selbst erklären zu wollen, das sei gefährlich. Und wenn nun dennoch der Versuch dazu mit Erfolg gemacht wird, so fehlt es nicht an Stimmen, welche die Jugend warnen, diesen Weg zu betreten, der nur ausnahmsweise und bei ganz besonderer subjectiver Befähigung zum Ziele zu führen vermöge, einer Befähigung, die sich nicht durch Studium erwerben, auch nicht vom Lehrer auf den Schüler übertragen lasse. Man braucht nur noch den oft gehörten Gemeinplatz hinzuzufügen, daß es mit dem plastischen Sinne bei unserem Volke im Allgemeinen nicht gut bestellt sei, um sich zu überzeugen, welches Spiel mit den Begriffen des Kunstsinnes und des künstlerischen Verständnisses getrieben wird. In allen diesen Punkten ist so ziemlich das gerade Gegentheil das Richtige. Wenn der Philologe sich nicht auf sein angeborenes Sprachgefühl verläßt, sondern eine gründliche grammatische und lexikalische Kenntniß der Sprache verlangt, so darf auch der Archäologe nicht auf ein angeborenes Kunstgefühl bauen, sondern muß sich eine gründliche Kenntniß der Kunstsprache in allen ihren Formen erwerben. Wenn wir vom Philologen erwarten, daß er vor Allem seine Autoren als die Quellen seiner Wissenschaft eifrig studire, so sollen wir ebenso vom Archäologen fordern, daß er sich in erster Linie mit s e i n e n Quellen, d. h. mit den Monumenten in umfassendster Weise vertraut mache. Wenn der Philologe seine Autoren so viel als möglich aus sich selbst, aus ihren individuellen Eigenthümlichkeiten erklärt, so erscheint es doch selbstverständlich, daß auch der Archäologe bei der Erklärung vom Monument selbst ausgehe, daß er daran die Vergleichung anderer Monumente anreihe, was natürlich in keiner Weise ausschließt, daß endlich auch den literarischen Quellen die eingehendste Berücksichtigung zu Theil werden muß. Hier ist vielmehr der Punkt, wo sich die beiden Disciplinen wiederum begegnen und gegenseitig durchdringen sollen. Denn allerdings, das muß festgehalten werden, der Archäologe soll eine tüchtige philologische Schulung besitzen: er soll von der Philologie nicht blos äußerlich Kenntnisse entlehnen, sondern von ihr als der älteren Schwester auch Methode lernen: nur freilich soll er

sich hüten, sie schablonenhaft zu übertragen, sondern sie anwenden und umgestalten nach dem Prinzip der Analogie, das in dem Gegensatze zwischen einem sprachlichen und einem Kunstdenkmal seine natürliche Abgrenzung findet.

Daß die bisherigen Erwägungen auch für die wissenschaftliche Behandlung der neueren Kunst volle Geltung beanspruchen, ist kein Beweis gegen die Richtigkeit meiner Betrachtungsweise, sondern spricht vielmehr zu deren Gunsten. Eine Verschiedenheit wird sich nur darin zeigen, daß die neuere Kunstforschung sich weniger an die Philologie der neueren Sprachen als an die Geschichte, die politische und in noch höherem Grade an die Culturgeschichte anzulehnen hat. Je mehr sie aber in der Methode der Forschung auf ihrem eigenen Gebiete mit der Archäologie Hand in Hand gehen wird, um so sicherer darf sie sich der Hoffnung hingeben, daß auch ihr in nicht zu langer Frist eine nicht blos zufällige, sondern ständige Vertretung auf deutschen Universitäten zu Theil werden müsse.

Das Ziel ist also eine Kunstwissenschaft, aufgebaut auf dem Verständniß der Form, und zwar nicht einem instinctiven, sondern einem bewußten Verständniß, welches der systematisch begründeten Kenntniß der Sprache auf philologischem Gebiete nicht nachstehen darf. Wir dürfen uns aber nicht darüber täuschen, daß ein solches Verständniß bisher noch nicht, wenigstens nicht in genügendem Maaße und in weiteren Kreisen existirt. Jener „natürliche Kunstsinn" reicht hier nicht aus. Wo derselbe nun aber gar in minderem Grade vorhanden ist, was geschieht da, um ihn zu wecken, um anzuleiten zu einer Entwickelung des Formensinnes? Betrachten wir, ehe wir antworten, die Zustände, wie sie sind.

Der junge Mann, der das Gymnasium verläßt, um sich der Alterthumswissenschaft zuzuwenden, bringt von seiner Lehranstalt außer mancherlei historischem und antiquarischem Wissen besonders ein bestimmtes Maaß sprachlicher und grammatischer Kenntnisse mit. Er vermag nicht nur seine Muttersprache zu handhaben, sondern auch einen nicht zu schwierigen griechischen oder lateinischen Autor aus der fremden Sprache in seine eigene zu übertragen und sprachlich zu erklären. Mit dieser Vorbildung wird er auch wohl im Stande sein, sich aus einem Handbuche einen Ueberblick über die Thatsachen der Kunstgeschichte anzueignen und über die Namen der Künstler, ihre Werke und deren Character nach Anleitung dieses Buches Auskunft zu geben. Wird ihm aber eine Abbildung vorgelegt, sogar eine von denen, welche dem Texte beigedruckt waren, so geschieht es wohl — ich habe es öfter als einmal erlebt, — daß er das Denkmal nicht wieder-

erkennt, über das er soeben bereits ein Urtheil abgegeben hat. Oder er soll eine einfache Kunstdarstellung, ein Relief, ein Vasenbild, nicht etwa gelehrt deuten, sondern beschreiben, soll ebenso wie die Worte eines griechischen Autors ins Deutsche, die Gestalten des Bildwerkes, wie er sie vor Augen hat, aus dem Bilde in Worte übersetzen, wie selten entspricht da das Ergebniß auch nur den bescheidensten Ansprüchen! Da können wir z. B. hören, daß die eine Figur männlich, die andere bekleidet sei, oder umgekehrt die eine nackt, die andere weiblich und Aehnliches mehr. Das lautet ungefähr so, wie wenn ich bei der Zergliederung eines Satzes sagen wollte: das eine Wort sei ein Subject, das zweite ein Imperfectum, das dritte ein Comparativ. Die Häufigkeit derartiger Erfahrungen, weit über den Kreis der Schwachen hinaus, hindert uns, solche Schiefheiten der Auffassung aus einem Mangel an Anlagen zu erklären; sie zwingt uns vielmehr, auf einen allgemeinen Mangel in der Schulung und Uebung unseres Geistes, in unserer Vorbildung für wissenschaftliches Studium überhaupt zu schließen, einen Mangel, der sich nicht blos in der Archäologie, sondern in den verschiedensten Beziehungen des Lebens fühlbar macht.

Als vor einer Reihe von Jahren an dieser Stelle in vortrefflicher Rede erörtert wurde, „wodurch die humanistischen Gymnasien für die Universität vorbereiten", da war es ein Vertreter der Naturkunde, der zu Gunsten unserer heutigen Gymnasien eintrat. Wenn ich nun heute als ein Vertreter der anderen Seite, der historischen Disciplinen, mich gedrungen fühle, die Frage aufzuwerfen, worin die humanistischen Gymnasien nicht oder nur in ungenügendem Maaße für die Universität vorbereiten so stelle ich mich durchaus nicht in Gegensatz zu dem geehrten Vorredner, hoffe vielmehr, gerade seiner Zustimmung mich zu erfreuen, insofern als die Ergänzungen des Unterrichts, welche ich im Auge habe, sich hoffentlich den von ihm erstrebten Zielen nicht weniger als den meinigen förderlich erweisen werden.

Den Ausgangspunkt bietet mir der bereits hervorgehobene Gegensatz zwischen Ohr und Auge als zweier verschiedener Organe für die Vermittelung unserer Erkenntniß; und Sie werden schon jetzt leicht errathen, worauf ich ziele: ich wünsche auf unsern Gymnasien eine schärfere Betonung derjenigen Seite unserer Erkenntniß, welche auf richtiger Benutzung des Auges, auf richtigem Sehen, auf sinnlicher Wahrnehmung und Anschauung beruht. Indem die Archäologie eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen den philologisch-historischen und den auf Anschauung begründeten Fächern einnimmt, ist sie vielleicht gerade dadurch besonders berechtigt, auf die Wege hinzuweisen, die zur

Erreichung dieses Zieles zu führen im Stande sind. Denn auf der einen Seite ist die Archäologie ein Theil der Alterthumskunde: auf der andern, als Kunstwissenschaft, treibt sie ihre Wurzeln bis in das Gebiet der Wissenschaft der Linien, Flächen und Körper: der Mathematik. Diese letztere Wissenschaft, insbesondere in ihren geometrischen Theilen, ist in erster Linie berufen, hier grundlegend zu wirken. Indem aber hiemit ihre volle Berechtigung als eines Hauptfaches im Gymnasialunterricht erkannt wird, muß sie auch die Frage gestatten, ob, was sie leistet, dem entspricht, was sie leisten könnte und sollte. Sie legt mit Recht den größten Nachdruck auf die folgerichtige Entwickelung fester Regeln und Gesetze aus gegebenen Voraussetzungen, die schließlich ihren Ausdruck in bestimmten Formeln finden. So wird sie eine Disciplin strengen, nothwendigen Denkens; und wenn sie allerdings das Denken nach einer ganz andern Richtung übt, als die Wissenschaft der Sprache, so tritt sie doch dadurch zu dieser nicht in einen Gegensatz, sondern ist nur, sozusagen, eine andere Art von Logik. Eine Verschiedenheit liegt dagegen in den Objecten, an denen sie das Denken übt. Indem sie mit Zahlen- und Raumverhältnissen, mit bestimmten Eigenschaften von Linien, Flächen und Körpern zu thun hat, soll sie zugleich eine Wissenschaft der Anschauung sein und nach dieser Seite auf den Geist bildend einwirken. Ein Lehrer der Mathematik, nicht der schlechtesten einer, dem gegenüber ich eines Tages diese Ansicht aussprach, erkannte die Berechtigung dieser Forderung durchaus an, meinte aber, daß sie schon jetzt bei dem Unterrichte auf den Gymnasien die gebührende Berücksichtigung finde. Als er jedoch am folgenden Morgen bei einer Prüfung den Beweis dafür zu liefern gedachte, mußte er sich zu seiner eigenen Ueberraschung davon überzeugen, welcher Umwege es bedurfte um die Antwort zu erhalten, daß sich z. B. die Gestalt eines gewöhnlichen Hauses mit seinem Dache in zwei einfache mathematische Körper, ein Parallelepipedon und ein dreiseitiges Prisma zerlegen lasse, oder etwa, daß sich die Höhe eines Thurmes, ohne ihn zu besteigen, mit Hülfe einfacher Dreiecksätze berechnen lasse. Und wie viele, die ihr Schulpensum in der Trigonometrie gelernt haben, — ich spreche nicht von den Ausnahmen, sondern von dem mittleren Durchschnitt —, haben wohl einen einigermaßen klaren Begriff von den Grundlagen des Verfahrens bei einer trigonometrischen Landesvermessung? Also ganz derselbe Mangel an Uebung des Anschauungsvermögens, wie in der Archäologie bei Beschreibung eines Kunstwerkes! Und doch, scheint mir, wäre hier eine Abhülfe leicht zu finden. Ich weiß, daß in den letzten Jahren auch an unserer Universität sich das Bedürfniß geltend gemacht hat, für den

höheren mathematischen Unterricht Modelle zu beschaffen. Modelle von Flächen höheren Grades der verschiedensten Art und Apparate, um die Entstehung, die Gesetze der Bildung gewisser Flächen anschaulich darzulegen. Was damit die höhere Mathematik fordert, sollte das nicht ein noch viel dringenderes Bedürfniß für ihre elementaren Grundlagen sein, für den Anfänger, der von Form im mathematischen Sinne noch nicht den geringsten Begriff hat? Allerdings giebt es da und dort einige derartige Hülfsmittel: aber wo finden sich dieselben zumeist? Als Modellkästchen in Spielwaarenhandlungen, nicht in den Lehrzimmern. Hier gilt es, aus dem Spiele Ernst zu machen. Nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen, in bestimmter systematischer Folge sollten die Modelle mathematischer Gestaltungen in ihren Begrenzungen an netzartigen Gestellen, als sich schneidende Ebenen, als Körper in voller, in zerlegbarer Form hergestellt werden. Wenn dann der Lernende z. B. an einem zerlegbaren Kegel in concreter Anschauung erkennt, wie bei dem Schnitt in einer Richtung ein Kreis, eine Ellipse, in anderer Richtung ein Dreieck, eine Parabel, eine Hyperbel entsteht, so wird ihm das weit verständlicher erscheinen, wird sich weit fester seinem Gedächtniß einprägen, als es durch die beste Zeichnung ermöglicht wird, deren Verständniß erst wieder eine besondere Vorbildung, eine gewisse Abstraction, ein Uebersetzen von einer Beobachtung in eine andere erheischt. — Und auch eine zweite Forderung, die ich an den mathematischen Unterricht stellen möchte, wird sich dabei wie von selbst aufdrängen und auch sicherer als bisher Erfüllung finden. Der Lehrer wird sich nicht mehr mit der theoretischen Entwickelung der Formeln begnügen können, er wird sich gedrungen fühlen, die Zahlen und Buchstaben so viel wie möglich in Worte zu übersetzen, die Formen und Eigenschaften der Körper, ihre Entstehung, ihre Zusammensetzung, wie sie sich dem Auge darstellen, mit Worten zu beschreiben. Dieses Mehr wird den Unterricht nicht belasten, sondern entlasten. Denn ist erst einmal durch concrete Anschauung der Anfang des Verständnisses gegeben, so wird damit auch die Fähigkeit zum Erlernen der abstracten Auffassung und zugleich die Freudigkeit am Lernen überhaupt wachsen. Selbst über das vielberufene Wort: „kein griechisches Scriptum, mehr Kegelschnitte" ließe sich vielleicht auf diesem Wege eine friedliche Verständigung herbeiführen.

Wenn ich es gewagt habe, auf einem Gebiete, welches nicht mein Fach ist, Rathschläge zu ertheilen, so suche und finde ich die Berechtigung dazu gerade in meiner Eigenschaft als Laie. Es ist nur zu natürlich, daß der Mathematiker von Fach manche

elementare Anschauung als selbstverständlich voraussetzt, die für den Laien und besonders für den ersten Anfänger noch der Erläuterung bedarf. Und so dürfte hier der Nichtwissende oft bestimmter empfinden, was und wo es ihm fehlt, als der im Besitze des Wissens sich befindende Meister. Mögen also sie, die Starken, nicht verschmähen, zu uns, den Schwachen, herabzusteigen, uns aufzurichten und zu kräftigen!

Wo es sich um die Ausbildung des Anschauungsvermögens handelt, glaube ich neben der Mathematik auf einen zweiten Unterrichtsgegenstand mit Nachdruck hinweisen zu müssen: den Unterricht im Zeichnen. Er existirt, allerdings vielfach nur als eine Art Luxus, so daß man kaum bestimmte Anforderungen zu stellen wagt und es schon als einen erfreulichen Erfolg betrachtet, wenn der Lernende sich die Fähigkeit erwirbt, eine gezeichnete Vorlage geschickt zu copieren. Als einen Fortschritt mögen wir es gern anerkennen, daß in neuerer Zeit auch das Zeichnen nach einem plastischen Modell mehr Eingang gefunden hat. Das ist etwas, aber nicht alles, oder wenigstens nicht gerade das, was vorzugsweise für die Zwecke allgemeiner geistiger Bildung zu erstreben wäre. Der Gymnasialunterricht im Zeichnen soll nicht eine Vorschule für den zukünftigen Künstler sein, nicht einmal für ein geschicktes Dilettantenthum: er soll vielmehr auf die Ausbildung des Auges und damit auf das Verständniß der Form hinwirken, und indem es sich dabei, gerade wie bei der Mathematik, um Linien und Flächen und ihre Verbindung zu körperlichen Formen handelt, so soll auch das Zeichnen auf seiner ersten Stufe diese planimetrischen und stereometrischen Grundlagen ausdrücklich betonen: es soll einen überwiegend constructiven Character tragen. Mögen dabei in der Ausführung die Leistungen der Einzelnen bei der größeren oder geringeren Geschicklichkeit der Hand noch so verschieden ausfallen, so soll doch ein Jeder die Form eines Körpers in der Zeichnung verstehen lernen, soll sich zurecht finden lernen in dem Grund- und dem Aufriß eines Bauwerkes und weiter durch einige Grundlehren der Perspective sich den Unterschied klar machen zwischen Formen und Dingen, wie sie sind und wie sie dem Auge erscheinen. Wie von hier aus der Weg zum Plan- und Kartenzeichnen und durch dasselbe zu der Befähigung führt, von der Karte die Gestaltung eines bestimmten Terrains, eines ganzen Landes abzulesen, mag nur kurz angedeutet werden. Freilich muß, um solche Ziele zu erreichen, das bloße Nachzeichnen und Copieren aufgegeben werden. Das Zeichnen auf dieser Stufe muß aufhören, eine Art Unterhaltung zu sein, muß nicht blos Uebung der Handfertigkeit, sondern Uebung des Auges und durch richtiges Beobachten Uebung des

Denkens werden. Die Voraussetzung für einen solchen Unterricht bildet allerdings eine von der bisherigen nicht wenig abweichende Vorbildung der Lehrer; und wenn Sie mir etwa als ein Bedenken entgegenhalten wollten, daß eine solche Vorbildung weit mehr wissenschaftlich mathematischer, als künstlerischer Art sein müßte, so bekenne ich, daß es meinen Idealen gerade am besten entsprechen würde, wenn einmal in Zukunft von dem Lehrer der Mathematik eine Vorbildung im Zeichnen gefordert werden könnte, die ihn befähigte, auch diesen Zweig des Unterrichts zu übernehmen. Ich sage damit nichts Neues, sondern berufe mich auf das Vorbild der Griechen. Unter den griechischen Malern nahm als Lehrer die hervorragendste Stelle Pamphilos ein: selbst Apelles glaubte den Abschluß seiner künstlerischen Bildung nur in der Schule dieses Meisters finden zu können. In allen Wissenschaften unterrichtet bezeichnete er doch Arithmetik und Geometrie als die ersten nothwendigen Grundlagen, von denen die wahre künstlerische Bildung auszugehen habe; und seinem Einflusse gelang es, daß der Zeichenunterricht, um mich modern auszudrücken, zu einem obligatorischen Unterrichtsfache für den freien Griechen erhoben wurde.

Ein künstlerisch ästhetisches Element darf beim Zeichnen erst auf einer weiteren Stufe zu erhöhter Geltung gelangen: bei dem sogenannten freien Handzeichnen und der Wiedergabe organisch belebter Gebilde und Gestalten. Doch wird auch hier, wenn auf der mathematischen Grundlage weiter gebaut werden soll, auf das Verständniß der Form sowohl an sich, als auch der richtigen Proportionen und der Gesetze der Bewegung ein größerer Nachdruck zu legen sein als bisher. Selbst auf der höchsten Stufe, wo es sich um die Darstellung geistigen Ausdrucks handelt, darf es nicht an der Belehrung darüber fehlen, wie auch dieser nur auf dem richtigen Erfassen körperlicher Eigenschaften und Formen beruht. Hat doch nach dieser Richtung hin schon der alte Musterpädagoge Sokrates mit dem berühmten Maler Parrhasios ein kleines Examen angestellt, um ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß die Kunst nicht nur Hohles, Hohes und Tiefes, Rauhes und Glattes der Natur nachbilde, sondern daß auch geistige Eigenschaften, Ernst und Heiterkeit, daß auch die verschiedenen Charaktere des Freien und Unfreien, des Hochmüthigen und Bescheidenen in bestimmten Formen des Gesichtes und des Auges, in Stellungen und Bewegungen der Körper sichtbar sich ausprägen. Und wenn erst einmal die Archäologie gewisse Aufgaben gelöst hat, wird sich dann der Unterricht im Zeichnen nicht auch höheren Zwecken dienstbar machen lassen, sofern z. B. beim Zeichnen eines griechischen Götter-

kopies dem Schüler durch eine analytische Betrachtung zum Bewußtsein gebracht wird, auf welchen der von ihm zu zeichnenden Formen das geistig ideale Wesen der Gottheit beruhe?

Es leuchtet ein, daß beim Unterricht sowohl für die mathematische Erkenntniß der Form, als für ihre richtige Wiedergabe vermittelst der Zeichnung das gesprochene Wort zur Vermittlung des Verständnisses nicht entbehrt werden kann. Doch steht es hier als Mittel zum Zwecke nicht in vorderster Linie. Anders, wo die Beschreibung für sich selbst Zweck wird. Hier gewinnt der sprachliche Ausdruck, die Vorbildung im sprachlichen und schriftlichen Ausdrucke eine wesentlich erhöhte und selbständige Bedeutung. Was leistet hierin das humanistische Gymnasium, oder in noch engerer Begrenzung, was leistet hierin der deutsche Aufsatz? So wie er jetzt behandelt wird, darf wohl sein höchstes Ziel als ein philosophisch-rhetorisches bezeichnet werden, als die logisch-dialectische Entwickelung eines allgemeinen Satzes, einer Sentenz, eines Prinzips in rhetorischer Form. Auch bei historischer Erzählung oder Schilderung, bei der Charakteristik historischer oder poetischer Gestalten, selbst bei der Schilderung der Natur bleiben im ganzen die gleichen Tendenzen maßgebend. Sie sollen auch keineswegs bekämpft oder bei Seite geschoben werden. Aber wo bleibt dabei das rein beschreibende Element? Man übt es ja wohl in den unteren Klassen; nach oben jedoch verschwindet es im Unterricht allmählich mehr und mehr. Weshalb? Wir begegnen hier wieder einem verhängnißvollen Irrthum: man betrachtet es als selbstverständlich, daß ein jeder über das, was sich unmittelbar vor seinen Augen befindet, auch zu reden im Stande sein müsse. Weiß doch jedes Kind, um mit dem Nächstliegenden zu beginnen, was ein Tisch, ein Stuhl, eine Bank ist! Nun, ein jeder möge sich selbst prüfen und dann einmal ehrlich bekennen, ob er im Stande ist, ohne Weiteres, ohne ein ziemliches Maaß von Ueberlegung zu beschreiben, was ein Tisch, ein Stuhl, eine Bank ist, worin sich das eine Geräth von dem andern, die eine Art von Tischen oder Bänken von der andern unterscheide. Ich glaube, die meisten werden erschrecken über ihr eigenes Ungeschick, werden bekennen müssen, daß unser Geist nach dieser Richtung nicht weniger als beim Sprachunterricht einer bestimmten, von Stufe zu Stufe fortschreitenden Bildung und Schulung bedarf. Wir beginnen bei der Sprache mit dem Worte, wie es aus Buchstaben und Silben zusammengesetzt ist, schreiten fort zur Declination und Conjugation, weiter zur Syntax, zur Verbindung der Worte zu Sätzen und Perioden und steigen so immer höher zu

den erweiterten Verbindungen der Erzählung, der Rede und Wechselrede in Prosa und in Poesie. Ebenso wie das Wort verlangt der sichtbare Gegenstand, daß wir ihn erkennen lernen in seinen Theilen, in seiner Zusammenfügung zu einem Ganzen, in seinen Beziehungen zu anderen Gegenständen: und haben wir das Alles erkannt, so erfordert eine richtige Beschreibung außerdem noch, daß wir der sprachlichen Mittel Herr werden, durch welche das Wort eine mit dem Gegenstande sich deckende Vorstellung bei dem Hörer oder Leser zu erwecken vermag. Hierbei aber wird sich uns bald die Ueberzeugung aufdrängen, daß wir dazu einer wesentlich andern Anwendung der Sprache, einer concreteren, anschaulicheren Ausdrucksweise bedürfen, als bei der Entwickelung einer abstracten, logisch-begrifflichen Gedankenreihe. Um sich diese anzueignen, ist nicht weniger, wie bei rhetorischer Darstellung oder poetischer Schilderung eine systematische und stufenweise fortschreitende Schulung und Uebung erforderlich, welche, um es kurz zu sagen, von unten bis zur obersten Stufe des Gymnasialunterrichtes durchgeführt werden müßte.

Eine solche Technik, eine Art Grammatik des Beschreibens hat an sich so wenig einen sachlichen Inhalt, als die sprachliche Grammatik, als Dialectik und Rhetorik; sie kann also nicht einfach gelehrt, sie muß auch geübt werden, geübt an stofflichen Aufgaben, welche der übrige Unterricht in geeigneter Weise vorzubereiten und diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen hat. Daß diese Stoffe in erster Linie den Gebieten der Natur und des Menschenlebens, so weit sie sich dem Auge sichtbar darstellen, zu entnehmen sind, bedarf keines Beweises. Doch liegen Erörterungen über die Methode ihrer systematischen Verwerthung außerhalb der Grenzen meiner heutigen Aufgabe. Wohl aber muß hier ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß, um die Bildung des Auges zu fördern und die Kunst des Beschreibens zu üben, diejenigen Gebilde in besonderem Maaße geeignet sind, welche, der Natur und dem Leben entlehnt, bereits einmal durch das Auge und den menschlichen Geist hindurchgegangen sind und dadurch eine künstlerische Gestaltung erhalten haben, nemlich die Werke der bildenden Kunst. Und hiermit nähere ich mich wieder dem Punkte, von dem ich ausgegangen bin, der Frage nach der Stellung der Archäologie und Kunstwissenschaft zu unserer humanistischen Bildung überhaupt. Sollen etwa diese Disciplinen wegen ihrer Bedeutung für den Anschauungsunterricht als eigene Fächer in den Lehrplan unserer Gymnasien aufgenommen werden? Ich antworte: Nein! mit derselben Zuversicht, mit welcher der von mir früher erwähnte geehrte Vorredner es ausgesprochen hat,

daß er sich von der Einführung naturwissenschaftlichen Unterrichts auf Gymnasien besondere Vortheile durchaus nicht zu versprechen vermöge. Auch ich wünsche nicht, daß der Studierende von der Schule ein oberflächliches, halbes und, weil verfrühtes, nur halbverstandenes archäologisches Wissen mitbringe. Wohl aber wünsche ich eine archäologische Vorbildung des Lehrers, welche ihn in den Stand setzt, von den sicheren Resultaten archäologischer Forschungen das zu verwerthen, was den Unterricht durch das Mittel der Anschauung zu unterstützen, zu erleichtern, zu beleben vermag. Nehmen wir die Sache praktisch! Da giebt es zunächst, ich möchte sagen, allerlei wissenschaftliche Scheidemünze: wenn Kleidung, Waffen, Hausgeräth, die ganze Einrichtung des häuslichen Lebens bei der Lektüre der klassischen Autoren erwähnt werden, so lassen sich dieselben doch nicht leichter und anschaulicher erläutern, als durch das Vorzeigen, wenn nicht der Gegenstände selbst, doch einer guten Abbildung. Weiter soll etwa die Rede sein von der Herrlichkeit des perikleischen Athen, von dem Glanze der olympischen Spiele, von einer Gerichtsverhandlung, einer Volksversammlung auf dem römischen Forum. Gewiß wird sich die ganze Darstellung im mündlichen Vortrage auf weit sichererem Boden bewegen, wenn sie davon ausgeht, dem Hörer das sichtbare Bild der Oertlichkeit, der Gesammtanlage, der Umgebung, der hervorragendsten Bauwerke vor Augen zu stellen. Oder es handelt sich um die weltgeschichtlichen Gegensätze von Griechenthum, Hellenismus, Römerthum: in einer kleinen Reihe passend gewählter Portraits, Statuen und Büsten, tritt uns das poetisch ideale Wesen des ersten, die Charakterbildung des zweiten, die nüchterne, auf das praktische gerichtete Solidität des letzteren in persönlicher Gestaltung, fleischgeworden entgegen. Der politische Gegensatz eines Demosthenes und Aeschines läßt sich nicht kürzer und schärfer zusammenfassen, als durch den Hinweis auf das durchfurchte Gesicht des einen und die hofmännische Glätte des andern. Bei der Lektüre einer sophokleischen Tragödie wird sich nicht leichter ein sympathisches Interesse für die Person des Dichters und damit zugleich für seine poetischen Schöpfungen erwecken lassen, als durch einen Blick auf die vollendete Harmonie seiner körperlichen Erscheinung in der lateranensischen Statue. Die Idealbilder der griechischen Götter haben die Künstler den dichterischen Vorbildern Homers nachgeschaffen. Können also die Worte des Dichters besser erläutert werden, als durch das plastische oder malerische Bildwerk? Die übrigen Gestalten der Epen und Dramen, die Grundtypen eines Königs, eines Helden, eines Dieners oder Sklaven, und dann wieder die Individualisirung solcher

Typen in einem Achilleus, einem Odysseus werden sich durch nichts fester unserem Gedächtniß einprägen, als durch die Gestaltung, welche ihnen die antiken Künstler in charakteristischer Zeichnung und Modellirung verliehen haben. Und wenn nun der Dichter über die einzelnen Charaktere hinaus bestimmte Situationen und Handlungen bis zur tragischen Katastrophe in Rede und Wechselrede entwickelt, so kann nichts lehrreicher sein, als zu vergleichen, wie verwandte Gedankenreihen in einem einzigen fruchtbaren Momente gesammelt durch die künstlerische, plastische und malerische Darstellung zu sinnlicher Anschauung gebracht werden können. Das würde zugleich die beste und richtigste Vorbereitung sein, um in das tiefere Verständniß eines Geisteswerkes, wie Lessings Laokoon, und dadurch der Wechselbeziehungen zwischen Poesie und Kunst einzuführen. — Daß in der Folge neben dem Alterthume auch der Kunst des Mittelalters und der neueren Zeit eine ähnliche Berücksichtigung zu Theil werde, das darf getrost der gesammten jetzigen Zeitströmung überlassen werden.

Und alles dieses zu den bisherigen Aufgaben der Gymnasien, die schon jetzt der Ueberbürdung ihrer Schüler angeklagt werden? Ich leugne die weitere Ueberbürdung. Der Lehrer wird manche längere Darlegung ganz ersparen oder wesentlich kürzen können, wo er auf das Bild, die sinnliche Anschauung zu verweisen vermag. Der Schüler aber wird es als eine Erleichterung empfinden, wenn er die Last des zu Erlernenden nicht mehr nur auf einer Schulter zu tragen hat, wenn ein Theil der Mühe dem Gehör, dem Ohre abgenommen und dafür das Auge, das Sehen in Anspruch genommen wird. Der Wechsel kann nicht anders als anregend, belebend wirken, kann der Freudigkeit am Lernen nur förderlich sein. Denn urtheilen wir nur unbefangen: die Klage der Ueberbürdung hat ihren Grund zu einem bestimmten Theile nicht sowohl in der Ueberbürdung selbst, als in einer gewissen Einseitigkeit der Methode des Unterrichts, die zur Ermüdung führt.

Fern sei es von mir, die Bedeutung des sprachlich-grammatischen Unterrichts zu unterschätzen: eine Grammatik, wie sie sein soll, ist die beste Grundlage für die Denklehre, ja zum größten Theile selbst eine Denklehre, eine praktische Logik. Aber nicht zu leugnen ist, daß die Philologie jetzt vielfach nicht genug als Alterthums-, sondern zu einseitig als Sprachwissenschaft betrieben wird und dadurch an ihrem Einflusse als humanistisches Bildungsmittel starke Einbuße erlitten hat. Hervorragende Vertreter des Faches sind mir mit diesem Geständniß entgegengetreten, um daran den Hinweis zu knüpfen, daß es jetzt Aufgabe der Archäologie sei, hier fördernd und

ergänzend einzugreifen und die leider vorhandene Lücke auszufüllen. Eine solche Einladung kann der Archäologie nur zur hoher Genugthuung gereichen. Indessen muß sie zunächst mit dem Gegenbekenntniß antworten, daß sie selbst noch der inneren Kräftigung bedarf, um solchen Anforderungen würdig zu entsprechen. Wenn sie aber dabei von mehr als einer Seite unterstützt zu werden verlangen muß, so kömmt ihr dabei ein günstiger Umstand wesentlich zu Statten: was sie nämlich zunächst für sich beanspruchte, fordert sie nicht mehr für sich allein, sondern im allgemeinsten Interesse zur Ergänzung humanistischer Bildung.

Man macht dieser ja vielfach den Vorwurf, daß das Gymnasium, so wie es jetzt ist, zu wenig leiste für das Leben. Wenn aber bessere Erfolge sich schwerlich werden erreichen lassen weder durch eine Steigerung und Erhöhung der Anforderungen in der jetzt herrschenden Richtung, noch durch ein breiteres Uebergreifen auf die Gebiete der sogenannten Fachstudien, so kann sich unser Ausblick nach Hülfe kaum anders wohin wenden, als rückwärts nach den elementaren Grundlagen unseres Erkennens. Hier lenkte sich von dem begrenzten Standpunkt einer einzelnen Disciplin aus meine Aufmerksamkeit auf das Auge als das wesentlichste Organ zur Vermittelung der Kenntniß aller sichtbaren Dinge, und sofort ergab sich, um es für die Erfüllung seiner Aufgabe tauglich zu machen, die Nothwendigkeit, nicht ein einzelnes, sondern eine Reihe von Unterrichtsfächern in Anspruch zu nehmen: Mathematik und Zeichnen, um das Auge zu üben im Sehen und Beobachten, den sprachlichen Unterricht, um das Gesehene richtig zu beschreiben. Diese Vorbildung aber, wie sie hier gefordert wurde zu Nutz und Frommen der Archäologie, in welcher Wissenschaft, ja in welcher Lebensstellung kann sie überhaupt entbehrt werden? Zunächst alle naturwissenschaftlichen Disciplinen: gehen sie nicht aus von der sichtbaren Gestalt des Steines, der Pflanze, des Thieres? Und der angehende Mediciner, soll er sich nicht Rechenschaft geben von der Gestalt eines Knochens, von dem Gefüge eines Muskelgebildes und weiter von dem gesammten lebendigen Organismus? Nicht weniger ist aber auch unser geistiges Wesen durch tausend Fäden mit der äußeren Erscheinung, mit seinen physischen Grundlagen verknüpft, so daß, um nur eine Spitze wissenschaftlicher Entwickelung zu berühren, neben der Psychologie eine Psychophysik Anerkennung zu fordern begonnen hat. Also auch der Arzt am Krankenbett, der Jurist als Richter, der Theologe als Seelsorger, alle müssen sie die Hülfe des Auges in Anspruch nehmen und bedürfen daher der Uebung im Sehen und Beobachten. So wird die

Schule, wenn sie der Pflege des Anschauungsvermögens eine erhöhte Sorgfalt widmet, nicht blos mit der Wissenschaft, sondern auch mit den verschiedensten Kreisen des Lebens nähere Fühlung gewinnen. Archäologie aber und Kunstwissenschaft als vorzugsweise auf Anschauung beruhend werden in solchem Zusammenhange, je enger sich ihre Beziehungen zur Schule knüpfen, ihre bisherige Stellung als wissenschaftliche Disciplinen nicht nur bewahren, sondern dauernd befestigen und zu immer allgemeinerer Geltung und Anerkennung bringen.

Vom Worte zur That ist oft ein langer Weg; und redete ich vor einer Volksversammlung, so würde vielleicht schon längst meinen Darlegungen ein Tagesschlagwort entgegengerufen worden sein; es lautet: Zukunftsmusik! Ich antworte ruhig mit einem älteren Spruche: auch Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden: aber, füge ich hinzu, da es nun doch gebaut ist, so muß man jedenfalls an einem Tage angefangen haben zu bauen. Und bei diesen Worten wendet sich mein Blick unwillkürlich über meine nächste Umgebung hinweg zu Ihnen, meine jüngeren Freunde, mit dem Wunsche, daß Sie, wenn auch heute noch durch eine sichtbare Schranke von uns, den älteren, getrennt, doch schon jetzt anfangen mögen, sich Ihres Ehrennamens als Commilitonen durch die That würdig zu erweisen. Das Endziel, auf welches ich hingewiesen, kann, wenn überhaupt, nur zum kleineren Theile von denen erreicht werden, welche jetzt lehren; der größere Theil wird denen zufallen, welche jetzt noch lernen, und nicht blos denen, die jetzt lernen, um später wieder zu lehren. Nein, Sie alle sind berufen mitzuarbeiten, sei es zunächst auch nur an Ihrer eigenen Vervollkommnung und um sich durch eigene Erfahrung von der Richtigkeit des vorgeschlagenen Weges zu überzeugen. Nicht eine neue Last und nicht einen Zwang will ich Ihnen auferlegen. Verfolgen Sie ruhig, wie bisher, die ernsten Arbeiten Ihres Faches. Aber nach angestrengter Arbeit bedürfen Sie der Erholung. Da liegt zunächst vor Ihnen ausgebreitet die Natur. Sie werden sie um so voller genießen, je mehr Ihr Auge eindringt in die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen, ihrer Wunder und ihrer Geheimnisse. Sie treten den Werken und Schöpfungen der Kunst gegenüber: wieder ist es das Auge, das Ihnen den Genuß vermittelt, ihn steigert, je mehr Sie es für diesen Dienst in Anspruch nehmen. Und endlich das volle Menschenleben: „Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt." Und es wird Ihnen nicht bekannt werden, weder wenn Sie aus Furcht vor seinen Gefahren sich vom Leben glauben abschließen zu müssen, noch wenn Sie sich willenlos vom Strome desselben dahin treiben lassen.

Auch hier führt nur eigenes Sehen, eigenes Beobachten zum Verständniß und verleiht die Kraft, nicht sich den Dingen, sondern die Dinge sich unterzuordnen und sie zu beherrschen. Und kehren Sie dann zurück in die Stille Ihres Studirzimmers, so werden Sie sich nicht ermüdet, sondern erfrischt fühlen. Sie werden empfinden, daß auch bei strenger Gedankenarbeit Sie nichts mehr zu fördern vermag, als ein offenes Auge, ein freier Blick, ein freier offener Sinn!